

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

9 (12.1.1927) Die Mußestunde

Lied der Mutter

Kühe Dreifuß
Weine nicht, meine nicht — Mutter hält die Waage!
Frage nicht, frage nicht — Tag folgt auf die Nacht!

Bücherschau

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 48, Karlsruhe, zu beziehen.

Sozialismus und Städtebau. Das Wohnen als soziales Kulturproblem. Von Dr. Gustav Hoffmann. Verlag für sozialistische Lebenskultur, Hannover-Brothfeld. Preis kart. 1,50 M.

„Neue Frauenlebens- und Frauenkultur“ (23. Jahrgang, Verlag G. Braun, Karlsruhe). Das Januarheft enthält überaus zahlreiche künstlerische Aufnahmen von Kleidung, jeder Art, Böden, Wollwaren, Kindertreibwaren, Kunstgewerbe und Körperkultur.

Sternbücher 1927, von Robert Senefels. Mit einer zweifarbigen Tafel und 38 Bildern. Francke-Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis 1,50 M.

§ 267 des amtlichen Entwurfs eines Allgemeinen Deutschen Strafrechtsbuchs. „Anschau zwischen Männern.“ Eine Denkschrift, gerichtet an das Reichsjustizministerium, Julius Büttmann, Stuttgart 1925. Preis 1 M.

Verleger: Hermann Winter, Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

die Ergebnisse der biologischen, soziologischen und rechtskritischen Forschung auf diesem Gebiete knapp zusammen und bringt auch einiges sehr interessante historische Material.

Rätselleste

Unterstellungs-Rätsel



Die Buchstaben dieser Figur sind so zu verlesen, daß wachrecht zu lesende Wörter entstehen (Buchstabe, Zeitschiff, Stadt am Rhein, einen Gebrauchsartikel, Berggast in Tirol), und außerdem die vertikale Mittellinie ein Wort (deutsches Strom) nennt.

Rätsel

Die erste dachte weit das Land, Da ging, den Fächer in der Hand, Zur zweiten künste die holde Maid, Im nagelneuen rosa Kleid, Doch Fritz, das böse Brüderlein, Wart ihr das Ganze hinterdrein.

Rätsel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Reisepfad: Man stelle das Bild auf den Kopf. Oberhalb der beiden Palmen erblickt der Leser den rubenden Löwen, sein Kopf liegt neben dem Haupt des Arabers.

Beischlaf-Rätsel: Klavierlehrerin.

Nichtige Söhne nannten ein: Friedrich Galm sen., Adolf Weiser, Gretel Armbruster, Luise Dörfner, August Zimmer, Siegfried Wolf, Max Dreifuß, Karlsruhe; Anion Reijter, Karlsruhe-Daxlanden; Elisabeth Niebergall, Dagsfeld; Frieda Wenz, Söllingen. — Nachtrag zu den Lösungen der vorletzten Woche: Adolf Weiser, Karlsruhe.

Witz und Humor

Geschäftstüchtigkeit. Zu Doktor Feuermann kam ein eiliger Herr mit nervösen Beschwern. „Schreiben Sie mir vor, was Sie wollen“, erklärte er sappelnd, „aber eines sage ich Ihnen: Auf Ausspannen und solche Sachen lasse ich mich nicht ein. Sehen Sie, ich bin Geschäftsmann, ich will Geld verdienen, viel Geld — Sie werden das vielleicht nicht verstehen können, aber...“ — „Doch!“, unterbrach ihn Doktor Feuermann darauf mit ironischem Schmusein, „das verstehe ich sehr gut.“

Sandstroluchentanz. Ein Arzt hatte während einer langen Reise seinen Angehörigen einen Brief geschrieben. Da Mutter und Tochter diesen jedoch nicht entsiffern konnten, ging die Tochter zur benachbarten Apotheke und reichte dem Apotheker das „Rezept“. Nachdem dieser mit anerkennender Amtsmiene das Schriftstück einige Zeit studiert hatte, reichte er es der jungen Dame zurück und sagte: „Das ist kein Rezept. Dr. K. teilt darin mit, daß er mit dem 9 Uhr-Zug eintrifft“, worauf die junge Dame lächelnd erwiderte: „Danke! Das war es ja gerade, was wir wissen wollten.“

Praktische Rechenkunst. „Sage mir, Billa“, fragt die Lehrerin, „wenn 11 Schafe vor dem Baum stehen und 6 springen darüber hinweg, wieviele bleiben dann zurück?“ — „Es bleibt keins zurück“, antwortete Billa, der Bauernsohn. — „Aber ja doch!“ — „Nein, Fräulein!“ verzette Billa. „Auf Rechnen mögen Sie sich verlassen, auf Schafe aber nicht!“

Höfliche Abwehr. „Sie werden sehr faul mein Herr“, jagte ein Friseur in besorgtem Ton zum Kunden. — „Möglich“, meinte der Herr ruhig, aber entschieden ab, „doch auch Sie würden nicht frei sein von einer ganzen Anzahl von Mängeln, auf die ich Sie aufmerksam machen könnte, wenn ich persönlich werden wollte.“

Mitleid. Der junge Ehemann konnte beim besten Willen nicht mehr von dem Kuchen essen, den ihm sein Frauchen stolz vorgelegt hatte. „Das ist schade“, sagte sie. „Wenn du nicht mehr kannst, mußt ich alles dem Hund geben.“ — „Ja, das ist wirklich schade“, seufzte er. „Es ist so ein netter Hund!“

Die Mußezeitung Zur Unterhaltung und Belehrung

Entchen

Von Hermann Sendebach.

Wenn die beiden Kinder nebeneinander auf einer Parkbank saßen, vermochte man sie kaum zu unterscheiden: die gleichen schmalen, goldbraunen Gesichtchen, dieselben Augen, der gleiche Mund, die gleiche Größe und Gestalt, zum Ueberflus noch die gleiche Kleidung, Zwillingsschwester, Wiederholung eines Schöpfungsgebildens. Doch erhoben sie sich und schritten umhüllungen den Weg entlang, so erkannte man, daß das eine Bunte. Das linke Bein war nicht völlig entwickelt, ein wenig zu kurz und dünn wie ein Steden. Um dem Beine Kraft und Halt zu geben, war es gestützt durch ein Eisengestell, das mit Riemen am Bein befestigt war. Beim Gehen sog das Kind das verkrümmerte Bein schwerfällig nach, jedesmal mit einer lauberebaren Wirtelsdrehung des linken Fußes. Dies verursachte einen wackelnden Gang.

Eine Mitschülerin nannte das Kind einmal Entchen, und dieser Name war ihm geblieben.

Die Geburt der Kinder hatte ihrer Mutter das Leben gekostet. Der Vater, noch jung, vermählte sich kaum ein Jahr später wieder. Die Frau war schön und lebensfroh, die Gatten liebten einander zärtlich, gingen ihre Wege und achteten wenig auf alles umher, wenig auch auf die beiden Kinder. Wohl waren sie immer gut zu ihnen, sorgten in jeder Weise für sie, doch waren sie im tiefsten Besen so von sich selbst erfüllt, sie genigten sich so, daß wenig Raum in ihrem Herzen den Kindern gebliebte. Ueberdies war der Vater zumeist in seinem Bureau, seine freie Zeit war kurz bemessen, er schenkte sie ganz seinem jungen Weib.

Die Kinder blieben in ihrem Gefühl und innersten Besen sich selbst überlassen, sie liebten sich innig, mit ganzer Kraft vereint, zärtlicher Kinderherzen. Wie sah man eines ohne das andere. Unzerrentlich bei Tag und Nacht, zu Haus, in der Schule, auf allen Wegen.

Mit liebevollstem Zartgefühl war Silde, das gesunde der Mädchen, sorgsam demüht, der Schwester das traurige Gebreden niemals fühlbar werden zu lassen. Wie ging sie schnell, nie enteilte sie ihr, immer legte sie Pausen ein, um die Schwester nicht ermüden zu lassen, sie brachte ihr Blumen, sie spielte mit ihr, verzichtete auf der Schulfameradinnen lärmende, fliehende, halsende Spiele. So wuchs in Martha keine Bitterkeit auf, kaum wußte sie von ihrem Gebreden. Früher einmal hatten Schulfameradinnen das hintere Kind verspottet woflen. Doch hatte Silde die Schwester verteidigt wie eine müttende Löwin ihr Kind. Seitdem war kein Spott mehr laut geworden, nur der Name Entchen war freilich geblieben, doch wurde er gut und freundlich gesagt, so daß er ohne Bitterkeit blieb. Martha war nicht weniger fröhlich als ihre Schwester, sie wußte nichts von Klage und Leid.

So wurden die Kinder vierzehn Jahre. Da kam eines Tages während der Ferien ein Better der jungen Frau zu Gast. Seine war Schüller, sechzehn Jahre, schlant gewachsen, trug led auf dem Ohr eine farbige Mütze. Mit ihm kam Lachen und Lärm ins Haus.

Zimmer sedete er voller Wärme. Bald wollte er im Garten auf Bäume klettern, bald forderte er die Mädchen zum Wettlauf auf, dann schlug er einen Ringkampf, Lausichen, irgendeinen Weistreit vor, dann wollte er an den See, um zu rudern.

Silde versuchte anfangs zu wehren: Martha könne dies alles doch nicht. Seine aber wurde ungeduldig: „Dann möge sie sich doch daneben setzen und zuschauen.“

Erfüllt von der gedankenlosen, grausamen Selbstsucht seines Alters hatte er von der ersten Stunde an das gesunde der beiden Mädchen für sich beansprucht, das andere aber nur als Last und Hemmnis empfunden.

In Silde brach die lange zurückgehaltene Kraft und Lebenslust plötzlich hervor. Zu gerne nur mochte sie klettern und ringen, laufen und rudern...

Doch immer fragte sie ihre Schwester: „Du bist mir aber auch ganz gewiß nicht böse?“

„Ganz gewiß nicht“, versicherte Entchen.

„Du machst dir wirklich nichts daraus?“

„Aber nein! nein! — Springt nur! Rintat nur!“

Und Entchen setzte sich nieder ins Gras, tat, als ob es ihm wunderbar wohl sei.

Die Gesunden aber rangen und halschten, kletterten, trieben ausgelassene Spiele, Spiele der Kraft und des Uebermuts, — Spiele aufkeimenden Liebesverlangens. Wenn sie rangen, lag manchmal Wange an Wange, und des Spieles verzeßend, verbarsterten sie so ein paar Augenblicke oder es mißfiel sich ihre Blide, ihr heißer Atem.

Entchen schien lächelnd dem Spiele zu folgen, aber ihr Herz schrie vor bitterer Qual. Sie fühlte ihre Schwester enteilen, sie fühlte sich einsam, unendlich einsam. Sie lebte sich nach der Beachtung des Knaben, und fühlte doch, daß sie ihm gleichgültig war, schlimmer noch, eine Last und ein Hemmnis.

Nachts im gemeinsamen Schlafgemach umschlangen sich dann die Mädchen stürmisch. Doppelt zärtlich und gut war Silde. Im unbewussten Schuldgefühl ihrer Treulosigkeit umarmte sie Martha, küßte sie, streichelte ihre Wangen, ihr Haar. Sie lagen umhüllungen, küßerten Worte der Zärtlichkeit, der innigsten Liebe einander ins Ohr.

O kindliche letzte Versuche der Rettung, der Wiedergeburt eines unwiderbringlich entgleitenden, nie widerkehrenden ausschließlichen Sicheitens und schenkens! Vergeblich ist alles. Das unerbittliche, strenge Leben hat plötzlich zwischen die beiden getritten. Sie mögen sich wehren, sie mögen sich winden, das herrliche Leben wird stärker sein als all ihre Worte, als all ihre Küße. —

Seine war gar bald der Spiele in Haus und Garten müde. Er wollte hinaus, in den Park, an den See, auf die Straßen und Plätze.

„Komm doch, Silde!“

„Aber Martha soll auch mitgehen.“

„Ja — freilich!“ jagte Seine gebohrt.

Dann hatte er immer stürmischen Schritt, war immer um etwas den Mädchen voraus, verließ Silde mitzuteilen. Sie führte Martha, doch im Betreten, dem Knaben zu folgen, war sie der Schwester ein wenig voraus, zwischen den beiden, wie dort gezogen und hier gehalten.

Ich, Martha fühlte es nur zu wohl, daß sie lästig war. Und dennoch; sie, die nie ein anderes Gefühl als das zu ihrer Schwester gefannt hatte, sie begann mit der ganzen stürmischen Kraft ihres jungen, unverbrauchten Herzens den Knaben zu lieben, den Knaben, dem sie Störung und Last war. Wie bitter litt sie, wie tief, wie grauam! Wer kennt die Qual eines Kinderherzens, das zur Liebe erwacht und sich ver-schmäht fühlt?

Doch Martha schwies, verbarst ihre Liebe, verbarst ihr: Qual.

Einige Male blieb sie zu Hause, verstellte sich, tat, als hätte sie keine Lust. Dann sah sie im Winkel, schluchzte, litt, sah im Geiste die anderer, glücklich, fühlte sich bitter verschmäht und verworren. Die beiden kamen heiter nach Hause, mit lachenden Augen, geröteten Wangen. Martha gab sich Mühe zu lächeln.

Dann wieder vermochte sie es nicht, sich zu überwinden, sie ging mit den andern, hinkte gequält schwerfällig nach. Doch an solchen Tagen litt sie noch mehr. —

Am Nachmittage war es, es ging gegen Abend. Sie waren heute im Garten geblieben.

Da plötzlich rief Seine: „Komm Silde, wir gehen zum See und rudern!“

„Ge — wiß!“

„Nein, nein! — Ich — hab' keine Lust.“

„Dann Silde, komm!“ jagte Seine rauh und reichte flüchtig Martha die Hand.

Silbe umarmte Martha ärtlich: „Wir kommen bald wieder.“

Dann eilten die beiden den Weg hinab. Martha sah allein, wie verzichtet im Winkel des Gartens. Summe tiefer fühlte sie sich verlassen. Wie sehr sie auch sonst gelitten hätte, so bitter wie heute war ihr noch nie ums Herz gewesen. Eine Weile sah sie und schluchzte verzweifelt. Dann packte sie plötzlich ein ungeborenes, unwiderstehliches Verlangen, den andern zu folgen.

„Warum sah sie zu Hause? Hatte man sie nicht eingeladen? Vielleicht käufte sie sich, man hätte sie gerne mitgenommen.“

Da hielt sie's nicht mehr, sie erhob sich rasch und hinke hastig den Weg hinab. Der See lag im Park, zwischen überhängenden Bäumen versteckt. Sie kam an den Bootplatz, blickte über die Fläche dahin. Doch sah sie das Boot mit den beiden nicht. Der See hatte viel Krümmungen, Buchten, auch eine Insel in See-mitte verperrte der Ausblick. Eine Weile stand sie unglücklich am Ufer, dann verlangte sie vom Bootsmann ein Boot.

Der man das hintere Mädchen mit rosem Blick vom Kopf bis zum Fuß. Er schien zu zweifeln, ob er es „Du“ oder „Sie“ anreden solle.

Dann sagte er lächelnd: „Können Sie denn auch richtig rudern, Fräulein?“

„Aber freilich.“ Da gab er ihr ein kleines Boot. „Nahmen nicht eben auch ein Mädchen in meinem Alter und ein Junge bei Ihnen ein Boot?“ fragte sie noch.

„Gewiß. Sie sind dort hinübergerudert.“ Er rief das Boot hinaus in den See. Da es Wertig war und noch nicht die Stunde des Feier-abends, lag die Fläche einsam da.

Es war ihr ein wenig bekümmert am Ufer. Würden ihr die andern sünnen? Drum fuhr sie langsam am Ufer entlang, im Schatten der Bäume. Um eine Krümmung, um eine weite. Dann kam eine stille, einsame Buche.

Dort lag ein Boot. Die Ruder waren eingezogen. Zwei Menschen darin, — es waren die beiden. Sie saßen, mit dem Rücken ihr zugewandt, umschlungen und eng aneinander geschmiegt.

Ein Weib schnitt dem armen Kinde durchs Herz, unfaßbar bitter. Es danka, wo es war, sich die Ruder los, erhob sich, weit nach vorne gebeugt, die Hände aufs zukende Herz ge-
wehrt.

Sie zitterte, schwankte, ihr hinfender Fuß fand keinen Halt mehr, sie griff in die Luft, alit aus dem Boot in das stille Wasser.

Der See war nicht tief, aber immerhin tief genug, um ein hinfendes Kind mit schwerem, eisenumhängtem Bein an den Grund zu ziehen.

Vom Abstoß getroffen, trieb leise das Boot in den Schatten des Ufers.

„Was war das?“ rief Silbe aufammen. „Vielleicht eine Ente,“ entgegnete Heinz, ohne sich auch nur umzuwenden, ganz in seine Liebe versunken.

Der letzte der Geroldsecker

Karl Rolf Brechtel.

Wie mächtig, wie glänzend herrschten einst die Herren von Geroldsee. Und wo sind sie nun? Ihr Haus ist zerfallen, ihre Gebeine ruben in vergessenen Gräbern. Und ihre Taten? Leider haben von diesen die Chroniken mehr Schlimmes aufbewahrt als Gutes.

Der bleibende Lichtpunkt der geroldsecker Geschichte ist die Gründung der Stadt Laub, welche eine Blüte der Industrie und des Handels erreicht hat, in der sie keiner andern Stadt nachsteht. Die Familie von Geroldsee stand in ihrem höchsten Glanze, nachdem Herr Walter die Grafschaft Rahlberg er-
bte, seinem einen Sohne den Bischofsstuhl von Straburg erkauft, dem anderen das einflußreiche Amt der kaiserlichen Landvogtei Elß erlangt hatte. Aber der Stolz und die Herrschsucht des neuen Bischofs verwickelte sein ganzes Haus in einen Krieg mit dem fröhlich emporstrebenden, durch zahl-
reiche Bundesgenossen mächtigen Gemeinwesen von Straburg. Der Uebermut hatte die Geroldsecker zu weit getrieben, das Glück verließ sie plötzlich, bei der Niederlage von Dausbergen trüb das Schwert den Landvogt und den Bischof drückte der Gram darüber ins Grab. Von dort an erbte sich die Tob-
feindschaft zwischen den Straburgern und denen von Geroldsee auf Jahrhunderte fort, und die Letzteren verbluteten sich endlich in den Fehden welche sie immer wieder hervorriefen.

Schon Herr Walter, der Sohn des erschlagenen Landvogts, tat alles Mögliche, um die Schmach seines Hauses an den ver-

hätten Städten zu rächen. Dieser stolze, gewalttätige Mann sah mit eifriger fünfzig Gefellen in einer Burg, die für eine der stärksten und unangreifbarsten des Landes galt. Es war die Schwannau, eine halbe Tagereise oberhalb Straburg, dem Dorfe Drienheim gegenüber, nicht weit vom Rhein gelegen. Ein weiter Moorgrund umgab sie. Von diesem festeren Ber-
sted aus ließ Walther alles anstellen, was zu Wasser oder zu Lande in sein Reich kam. Die Kaufmannswaren wurden hinweggenommen, und die Wanderer gefangengehalten, bis sie sich mit schwerem Lösegeld wieder frei machten. Wer die ver-
langte Summe nicht herbeiführen konnte, blieb in finsterner Kerker einem schrecklichen Hungertode überlassen. Es ging die Sage, daß diese Unglücklichen deshalb vermodertes, fäulendes Stroh verzehrt hätten, das ihnen zum Lager diente. Weit und breit hörte man reden von dem Unwesen, von den Greueln zu Schwannau, der Name Herr Walthers wurde über-
all mit Abscheu genannt und unter Hurst und Reben inubren die Kaufleute mit ihren Frachtschiffen an dem verurufenen Raubstele vorbeizogen. Wie unerhört diese Gewalttätigkeiten auch waren, so trieb sie Walther gleichwohl ganz ungeschont und ungestraft eine lange Zeit hindurch, bis endlich im Sommer des Jahres 1333 plötzlich die Stunde der Rache schlug.

Die Straburger hatten sich schon früher mit Freiburg, Basel, Zürich, Bern, Luzern und anderen Reichstädten in ein Schutzbündnis zusammengesezt. Als nun beim Erwachen des Frühlings der von Geroldsee sein Wesen mit neuer Fröhlichkeit begann, machten sich die Befestigten der Städte wohlau-
gerüstet auf, zu einem reißigen Zug nach Erstein, das der Raubritter wie die Schwannau, vom Rhein zu Lehen trug. Es war am 1. April, Gründonnerstagabend, als die Räder an-
zogen. Am Morgen, am heiligen Karfreitag, wo niemand ein solches Unternehmen vermuten konnte, überfielen sie das Städtlein mit stürmender Hand, gewannen es, legten eine Belagerung hinein und zogen „von wegen der Heiligkeit“ rubia wieder heim. Inzwischen aber eilten ihre Boten nach allen verbündeten Städten mit Mahnrufen um Zug. Es er-
schienen größere und kleinere Scharfen aus allen Städten, deren Bürger durch die Schwannauer beschädigt oder gefährdet wor-
den. Am 25. April zog das Heer der Verbündeten mit Bischof Berthold und seinen Mannen, unter der Hauptmannschaft Herrn Schwamers, des damaligen Städtmeisters von Straburg, vor die Schwannau und schlug sein Lager auf der Seite auf, wo die Burg am schwächsten schien. Dieses Lager, worin jede besondere Stadtmannschaft in schöner Ordnung unter ihrem Banner stand, soll einen prächtigen Anblick gewährt haben.

Die Sumpfe aber, wozu die Burg umgeben war, die Stärke ihrer Mauern und der reiche Proviant, der darin auf-
gespeichert lag, ließen eine langwierige Belagerung erwarten, und machten Herrn Walther auch so zuversichtlich, daß er übermütig die Städte einlud, das Schloß inwendig nach Ge-
fallen zu besetzen, damit sie sich überzeugen möchten, wie er mit den Seinigen „an Proviant und anderer Nothdurft wohl versehen sei, und keine Sorg habe“. Die Städte nahmen diese Einladungen an und schickten unter dem ausführenden Befehl leute einen Bischenmeister und dessen Gefolge aus ihrer Mitte in das Schloß. Nachdem dieselben das Innere fleißig und aufmerksam geschaut, fragte Herr Walther lächelnd, „ob sie wohl meinten, die Schwannau zu erobern?“ Die Abgeord-
neten aber dachten mehr als sie sagten, der eine von ihnen bemerkte nur: „Herr, was die Hand machen kann, das tun sie auch zerbrechen“. Als sie wieder ins Lager zurückgekehrt, war ihre Meinung, „das Schloß sei nicht wohl, sondern schwerlich zu gewinnen, es wäre denn, daß man denen darin den Proviant verderbe.“

Auf dieses hin brachen die Städte auf und lagerten sich auf die andere Seite der Burg, um „die Gemäcker und Be-
hältnisse, worin der Proviant lag, zu erschließen“. Es wurden sofort von allen Seiten Wurfmaschinen herbeigeführt und man betrieb die Beschickung mit freudigem Eifer, da es seit Lan-
gem nicht mehr gesezt hatte, wodurch die Sumpfe der-
maß ausgesodnet waren, daß man ganz nahe an das Schloß gelangen konnte. Herr Berthold, der Werkmeister von Bern, erbaute einen Büffel und eine Kette; mit jenem rief man gegen die Mauer, mit dieser wurde eine Harke bewaffnet an sie geführt. Auf solche Art gelang es den Belagerern, die Dächer der Vorratskammern einzuwerfen, und Klaus Carl, der Werkmeister von Straburg, war so geschickt, Feuer in das Ritterhaus zu werfen und es so zu verbrennen. Die Belagerer hätten sich indessen bei ihrem großen Vorrat von Lebensmitteln noch immer halten können. Da ließ man aber aus Straburg in kleinen Tonnen und Fässchen aller Unrat von Asch und Abtrittkot herbeiführen und schickte diesen auf die dach-
losen Gebäude, wodurch viel Proviant verderben und bei der andauernden Hitze ein unerträgliches Gestank erzeugt wurde, während auch der Sodbrunnen der Burg verfehrte.

Zeit erkannte Herr Walther den rühenden Lohn des Himmels und schlug verzweifelt mit den Worten an die Brust:

„Ich lebe, doch Gott wider mich streitet, dem ich nicht wider-
stehen vermag, darum will ich mich an Ihn ergeben.“ Er er-
schloß nun einen günstigen Augenblick und machte sich heimlich davon. Am 1. Juni begannen die Belagerer einen allgemeinen Sturm, drangen über die Mauern, wobei viele der Besatzung erschossen wurden, die übrigen sich aber auf den Turm retteten. Es waren jedoch an der Zahl, darunter acht Adelige. Sie hatten alle den Tod verdient, man unterhandelte aber mit ihnen, worauf sieben Büffel gegen eine hohe Lösegeld freien Lauf erhielten, die übrigen aber sich auf Gnade und Ungnade dem Feind ergaben. Sie wurden augenblicklich hingerichtet, der größte Teil mit dem Schwert, eifige Werkleute aber, zwei Zimmermann, legte man auf die Murrmaschine und schickte sie gegen die Mauer. Nur ein Knabe und ein alter Mann wurden verschont, sie fielen dem Feind als Lehent anheim.

Natürlich zerstörten die Städte das eroberte Raubnest nun von Grunde aus; aber sie gingen noch weiter im Verfolg ihres Sieges — sie schlugen eine Brücke über den Rhein und zerstückten das geroldsecker Gebiet, wobei die Städte Schutteren und Steinbach ein Raub der Flammen wurden. Von Herrn Walther schmeißt die Geschichte; was wir aber von ihm wissen, gibt das Bild eines gewöhnlichen Torannen — frecher Ueber-
mut im Glück, im Unglück aber ein feiges Gemüth.

Ali Chalabi, der Fellaß

Eine Geschichte aus dem heutigen Aegypten
Von Gerhart Pohl

Noch ganz dunkel ist das Land, dabei warm und rubig. In der Ferne steigt nur ein Schimmer von Oker-Farbe, das bald die Sonne aufgehen wird, die die olivgrüne Nileebene mit Hitze quält. Noch ist die vierte Morgenstunde nicht erreicht, noch schließt die ägyptische Ebene. Da reißt sich einer, der vor der Lehnstühle unter Ästzen lag — in armenische Kumpen zerollt: Ali Chalabi, der Fellaß.

Wie seine Brüder, die Fellaß, die 80 Prozent von Aegyptens Volk ausmachen, ist er ein einfacher „Büßler“, ein Bauer oder ein Arbeiter — wie die Russen sagen — ein Ruschik. Er träumt viel und weiß wenig. Die Herren haben dafür ge-
sorgt, daß Ali Chalabi die — Quelle des Wissens verjüngt blieb. Aber aber sind die fesshaften Herren, die in den gro-
ßen Städten Alexandria und Kairo Feempaläste bewohnen, die eiserne Nege über das Land legen, über die jetzt ihre dampfenden Anetide jagen, die den Nil mit Riesenschiffen pfli-
gen, seinen Lauf durch gemaltige Steinbauten beherrschen, denen alles gehört vom Nil-Delta bis weit über Assuan hin-
aus? Ali ist sich nicht klar darüber. Nur manchmal, wenn er ein wenig im Schatten der Mäse vor seiner Hütte ruht und den Mittagserntebraug vorbeigehen sieht, hinter dessen Benlern weiße Menschen mit weißen Anzügen und weißen Helmen stehen, dämmert ihm, daß die Macht der Weisen auf einem Anrecht beruhen muß. Wie soll er, Ali, der Fellaß, der das Stier- und Kameelspann zwölf Stunden lang in jenender Gint über die Treide treibt, der den Mais zu säen und den Schlemm zu treiben versteht, wie soll er das Anrecht verstehen. Der Koran-Belehrer hat ihm gelehrt, daß Allah alles zum Guten wende. Also verzehrt er auf ihn — wie ein noch nicht ent-
täuschtes Kind auf die Güte seiner Eltern.

Ali Chalabi ist jetzt 22 Jahre und hat noch keine Frau. Bis jetzt hat er in des Vaters Hütte, dem Rahnkumpen mit Durraströh-Dach, gehaust, und da diese zu eng wurde für neun Menschen, ist er jetzt auf der Suche nach einer Gefährtin. Während Ali seinen nackten Körper freckt, der von der Nach-
ruhe auf harter Erde geschlagen ist, beginnt er zu denken, ganz langsam, aber zähe und Schritt für Schritt. „Ach werde sie holen, die Sena, und wir werden eine Hütte bauen. Die geduckte Wüster muß in breiten Klumpen abgestochen, zusam-
mengepflanzt und an die änderste Hütte des Dorfes angelehrt werden. Aber woher Durraströh nehmen?“ Ali freckt seinen schmalen Körper, dessen Kupferbraun der erste Sonnenstrahl trifft.

Woher Durraströh nehmen? Wir werden Hochzeit machen. Ach, Hochzeit. . . sie werden uns alle etwas schenken, ein paar Markten, zwei oder drei irdene Krüge, ein Schaf-Hell, einige Holzschiffeln, vielleicht noch einen Haushahn, . . . ob auch einen Kupferpfel?“ Ali wartet es nicht zu dol-
gen. Während er langsam den Schurz zurechtrückt, tröstet ihn der Gedanke: „Durraströh für die Hütte werden wir bekom-
men, mehr als für fünf Ditten nötig ist.“

Und dann überlegt er, was er seiner Frau schenken wird. Einen schwarzen Wollmantel, wie ihn der Ortsvorsteher trägt, der viele Büffel jeden Monat aus Kairo bekommt — wofür

weiß Ali nicht — nein, daran ist gar nicht zu denken. Aber zu tanus und aboie (Send und Ueberwurf) muß es reichen. „Nub!“ sagt er flüchtig, denn es ist noch früher Morgen und er noch ausgerollt. Dann aber tanzen die Gespenster des Zweifels vor seinen Augen. Er weiß, wie teuer ein armer Fellaß den Pfoster verdient und wie wenig ein Pfoster bezahlt. Er wirft den Kopf hoch, reißt die Augen auf und schnalzt trotzig mit der Zunge. Trotzig ruft er: „Markub, Schube, rote, spise Lachschgube, die will er ihr bestimmt kaufen.“

Allmählich kommt Leben in die öde Siedlung, deren lech-
mige Leere trostlos in der Trübionne lag. Männer und Weiber sollen sich aus Lumpen und Decken, in die sie vergraben lagen. Als Vater hoch schon vor der Hütte und tunkt mit dem grünen Sorghum-Brot geronnene Zwiebelfauce, die Reste der täglichen Abendmahlzeit, aus. Der Nachbar, dem die Pfingstgar vor vielen Jahren die Zukiehe zerstückt, so daß er heute noch hinke, setzt sich wortlos zu Als Vater. Er laut robe Lattich- und Rettigblätter. Ein junges Mädchen von schlanker, ebenmäßiger Schönheit, den schweren Wassertrag geschickt auf die linke Schulter gestellt, schreitet vorbei und lächelt den Alten an. Ali, der jetzt an einer Mäse lehnt, und der bald ihr Mann sein wird, sieht sie nicht an.

Ein paar Weiber gleiten lautlos mit nackten Füßen über den gebörrten Lehm Boden der Dorfstraße, der in die ab-
geschiffen ist wie ein Parterre eines Jaren- oder Kapitäl-
sten-Palais. Kinder waten im mulligen Schlamm eines Be-
wässerungsgrabens. Auf einmal kommt Leben in alle. Ein elektrischer Strom scheint sie zu durchströmen. Man rennt und rennt. Der Herr Ortsvorsteher kommt, im weiten schwarzen Wollmantel (bei 30 Grad Hitze, die selbst die Morgenstunden zeigen), den roten Erbsen auf dem Kopfe und in der Hand einen langen dicken Stab aus Eschenholz, den Rabut: jeder soll eine selbstbewusste Amtsperson.

Auch Ali ist auf und davon. Er hat den Büffel vor das Schafstrod genommen und den Treibungen geschaut. Jetzt wird das Tier zwölf lange Stunden laufen im gleichen, einseitigen Kreise und das lahmbare Mädchen in die Kieselgräben jähren. Schon hat Ali sein ungeliches Geispann, Kamel und Büffel, vor den hülernen Flug mit leichtem Gleichgewicht gespannt und fährt die entlohen Furchen entlang. Als er weit ab vom Dorfe ist, beginnt er durch die Bäume zu pfeifen und die Zunge zu schnalzen. Denn er denkt wieder an die Zukunft, ganz langsam, aber zähe und Schritt für Schritt. Ali weiß wenig, aber er hat ein Auge geschin. Als die Sonne 40 Grad Hitze über die mittägliche ägyptische Erde brennt, ist Ali erschöpft — von Hoffnungslosigkeit, in die ihn das Denken trieb. Denn er hat erkannt, daß sein Leben, wie das seiner Väter und seiner Brüder, ein Schöpfen in ein bodenloses Faß ist. Flühen und Mäßen, Säen und Pflanz-
en, bewässern und Schlammtreten, täglich zwölf, dreizehn, vierzehn Stunden und noch nicht die Gemüßheit haben, daß am Abend Weib und Kinder genug Sorghum-Brot, Saubohnen, Zwiebelfauce, Büffelkäse oder Lattich-Blätter haben. „Und doch ist unsere Erde so reich. . . reicher als alle Länder hat ein weiser Engländer-Herr gesagt. . . drei ägyptische Ernten in jedem Jahr. . . viel Rauch (Weizen), viel Durra (Mais), Saubohnen, Erbsen, Sorghum, Reis, Mohr, Zuckerrohr. . . viele, viele Krin (Baumwolle). . . und wo bleiben die bun-
derte, tausend Büffel, die die Weisen in Kairo zahlen, wo?“ Ali wirft sich unter eine Mäse und weint. Denn weiter kann er nicht denken. Er sieht sich als stummen, alten Mann mit wirren Haaren, schlaffen Muskeln und großen Falten-Rissen im Gesicht vor der Hütte hocken, verbittert und verbräunt.

Ali weint. . . vor Hoffnungslosigkeit. Denn er kann nicht weiter denken. . . dank der weisen Herren, die er heimlich verehrt, dank des Koran-Belehrers, den die weisen Herren schickten, damit Ali viel Religion und wenig Weltgeschickte, weder schreiben noch lesen lerne, dank dieser unselbstigen Re-
ligion der Erde, die den Menschen willenlos macht.

Aber gemacht. Ali Chalabi, schon kämpfen in Kairo und Alexandrien und an vielen anderen Plätzen seines weiten Vaterlandes Männer wie du — für dich und deine Kinder. Schon ist der weltliche Schulwag durchgefekt — gegen die seinen weisen Herren. Dein Sohn wird lernen, zu Ende zu denken. Er wird nicht mehr hilflos unter einer Mäse wein-
en. Er wird eine Zeitung lesen können und nach Kairo fah-
ren. So wird er die Risengaläste sehen, um die die weisen Herren auch betrogen. Er wird sie zusammenschließen, alle Fellaß von Nildelta bis hinauf an die Grenze des Saban, und die Zwingsburgen niederreißen. Dann und erst dann wird ihm und den Seinen ein Leben in Frieden und Freude neben sein.